ECONSTOR
Make Your Publications Visible.

A Service of

ZBW Leibniz-Informationszentrum Wirtschaft
Leibniz Information Centre for Economics

Prisching, Manfred

Article

Die Krisen des 21. Jahrhunderts - Zehn Modelle für verwirrende Zeitläufte

Wirtschaft und Gesellschaft (WuG)

Provided in Cooperation with:
Kammer für Arbeiter und Angestellte für Wien

Suggested Citation: Prisching, Manfred (1994) : Die Krisen des 21. Jahrhunderts - Zehn Modelle für verwirrende Zeitläufte, Wirtschaft und Gesellschaft (WuG), ISSN 0378-5130, Kammer für Arbeiter und Angestellte für Wien, Wien, Vol. 20, Iss. 1, pp. 111-134

This Version is available at:
https://hdl.handle.net/10419/332423

Standard-Nutzungsbedingungen:

Die Dokumente auf EconStor dürfen zu eigenen wissenschaftlichen Zwecken und zum Privatgebrauch gespeichert und kopiert werden.

Sie dürfen die Dokumente nicht für öffentliche oder kommerzielle Zwecke vervielfältigen, öffentlich ausstellen, öffentlich zugänglich machen, vertreiben oder anderweitig nutzen.

Sofern die Verfasser die Dokumente unter Open-Content-Lizenzen (insbesondere CC-Lizenzen) zur Verfügung gestellt haben sollten, gelten abweichend von diesen Nutzungsbedingungen die in der dort genannten Lizenz gewährten Nutzungsrechte.

Terms of use:

Documents in EconStor may be saved and copied for your personal and scholarly purposes.

You are not to copy documents for public or commercial purposes, to exhibit the documents publicly, to make them publicly available on the internet, or to distribute or otherwise use the documents in public.

If the documents have been made available under an Open Content Licence (especially Creative Commons Licences), you may exercise further usage rights as specified in the indicated licence.

WWW.ECONSTOR.EU

Mitglied der Leibniz-Gemeinschaft

Die Krisen des 21. Jahrhunderts – Zehn Modelle für verwirrende Zeitläufte

Manfred Prisching

Die Absicht dieses Essays (1) ist eine doppelte: zum einen, ein paar Begriffsfelder – Schlagworte, mit denen das Wesen der Gegenwartsgesellschaft erfaßt werden soll – systematisch zu beschreiben und, da Etiketten gewählt wurden, die uns auch fürderhin beschäftigen werden, auf diese Weise Problemfelder unserer Zukunft abzutasten; zum anderen, ein paar Selbstverständlichkeiten aufzustören, in den Alltagsgebrauch eingesickerte Schlagworte aus nicht ganz gewohnter Perspektive zu beleuchten und damit Urteile über die Probleme der modernen Gesellschaft, die oft allzu rasch von der Zunge gehen, zu verunsichern. Es sollen dabei die allseits bekannten Argumentationen eher vermieden und unter bewußtem Verzicht auf Vollständigkeit einige Aspekte hervorgehoben werden, deren Erörterung oft ausgespart wird. Wenn diese Ausführungen nicht von allzu großer Fortschrittsgewißheit geprägt sind, so ist an Joseph A. Schumpeter zu denken, der 1946 einen Satz geschrieben hat, der als Vorgriff auf die Gegenwart gelten darf. „Freimütig auch unheilschwangere Tatbestände aufzuzeigen, war noch nie so nötig wie heute", so notierte er, „denn es scheint, wir haben den Escapismus, die Flucht vor der Wirklichkeit, zu einem Denksystem entwickelt (2)." Dies ist ein Leitgedanke meiner Ausführungen, und zehn Schlagworte, mit denen oft der Anspruch verbunden wird, das Wesen dieser modernen Gesellschaft gewissermaßen auf den Begriff zu bringen, dienen als Wegweiser zu den Krisen des kommenden Jahrhunderts.

1. Die postindustrielle Gesellschaft

Der amerikanische Nachkriegsoptimismus schwappte über die Trümmer der europäischen Städte, und die Menschen, aus dem Traum germa-

nischer Größe eben erwacht, waren froh, sich dem *american dream* hingeben zu dürfen, demzufolge die Welt wieder in Ordnung gebracht war. Man krempelte die Ärmel auf und spurte in die Wohlstandsgesellschaft, in die Konsumgesellschaft und in die Dienstleistungsgesellschaft (3). Daniel Bell prägte in seiner Analyse der fortgeschrittensten kapitalistischen Formation den zusammenfassenden Begriff für die neue Wirtschaftswunderwelt: jenen der „postindustriellen Gesellschaft" (4). Dies sollte eine Bildungs- und Wissensgesellschaft sein, mit Wissen als axialem Prinzip und mit qualifizierten Experten als neuen Eliten. Das Modell paßte zu den Erfahrungen der Menschen: Die Wirtschaftsstatistiken bewiesen den steigenden Anteil des tertiären Sektors (5); die sechziger Jahre brachten den Konsumgenuß; und die technischen Wunder – wie Jurij Gagarins Weltraumflug – begeisterten die Menschen. Von Politik und Ideologie hatten sie zunächst einmal die Nase voll (6), und so sollte die postindustrielle Gesellschaft eine entideologisierte, technokratische Gesellschaft sein. Mit Befriedigung nahm man Kenntnis vom „Ende der Ideologien" (7). Auch als die ideologischen Winde in den Sechzigern heftiger zu brausen begannen, blieb man im Grunde technokratisch. Die postindustrielle Gesellschaft ist die optimistische Inkarnation einer Technokratie (8).

Alles das ist im Strom der rascher fließenden Geschichte versunken, das Selbstbewußtsein der Technokraten hat den wirtschaftlichen Turbulenzen der siebziger Jahre nicht standgehalten. Linke und rechte Technokraten sind gleichermaßen in Verwirrung geraten (9). Daß man die bessere Gesellschaft als ganze auf dem Reißbrett entwerfen und bauen könne, daran hatten nämlich die „progressiven Technokraten" nie gezweifelt, während die „etablierten Technokraten" demgegenüber bescheiden waren: Sie gestanden sich die Fähigkeit zu, die vorhandene gesellschaftliche Maschinerie zu steuern und zu verbessern, und sie waren natürlich mit dieser Maschinerie – und ihrer eigenen bevorzugten Stellung in ihr – im großen und ganzen sehr zufrieden. Aber mittlerweile sitzen beide, die linken *und* die rechten Politikmacher, ernüchtert und desillusioniert zwischen allen Stühlen: Nicht nur Allmachtsphantasien und Geschichtsmystiken sind dahingeschwunden, auch das handfest-technokratische Selbstbewußtsein ist schwer erschüttert. Dazu kommt noch, daß die milieugestützten weltanschaulichen Selbstverständlichkeiten, mögliche Substitute für die Berechenbarkeit der Zukunft, gleichfalls dahingeschmolzen sind (10). Zweifel kommen auf über das Gestaltbare. Das Vertrauen darin, daß vieles der Gestaltung nicht bedürftig ist, ist geschwunden. Die Krise der Machbarkeit besteht darin, daß weder das Konstruktiv-Technische noch das Normativ-Visionäre auf selbstverständlichen Grundlagen beruht. Alles muß gestaltet werden, doch die Grenzen des Gestaltbaren stehen allzu deutlich vor Augen. Das große Versprechen, daß die planende Vernunft eine neue Ordnung und einen neuen Menschen erzeugen könne, ist in den Geruch totalitären Denkens geraten. „Es gibt keine liberale Utopie", vermerkt Joachim Fest (11). So kann man sich des Eindrucks nicht erwehren, daß jene, die zur Zu-

kunftsgestaltung aufrufen, heute im Dunkeln pfeifen, um sich Mut zu machen. Zwei Unglaubwürdigkeiten ergänzen einander: die Unglaubwürdigkeit des Ideologischen, wo man von vornherein weiß, was der beste Weg ist, und die Unglaubwürdigkeit des Technokratischen, wo man berechnen zu können glaubt, was der beste Weg ist. Die Krise des Politikmachens besteht deshalb in der Kombination zweier Vakuen: Es ist zweifelhaft, was man machen will, und es ist zweifelhaft, wie man es machen könnte. Auf beiden Beinen hinkend, stolpern wir in das 21. Jahrhundert.

2. Die Arbeitsgesellschaft

Als der Ölschock die Industrieländer in der Mitte der siebziger Jahre nachhaltig erschütterte, stiegen die Arbeitslosenraten rasch an. Die Phillips-Kurve wurde zu Grabe getragen. Die Beschäftigungsfrage wurde zu einem politisch „heißen" Thema. Die Utopie der *Arbeitsgesellschaft* gehe ihrem Ende entgegen, so verkündeten etwa Jürgen Habermas und Claus Offe (12), und in allen Bildungshäusern sagte man es ihnen nach. Dramatische Wendungen machten Furore: von der „Arbeitsgesellschaft, der die Arbeit ausgeht" bis zur „Zweidrittelgesellschaft" (13). In den achtziger Jahren gelang es, das Thema aus den Schlagzeilen zu verdrängen. „Arbeitslose, gibt's die?" fragte Kurt Rothschild ironisch, als immer mehr theoretische Deutungen zu grassieren begannen, die selbst in alten Industriegebieten nur noch „freiwillig Arbeitslose" – solche, die mit gebotenen Löhnen eben nicht zufrieden seien – wahrzunehmen vermochten (14). Die anfängliche Angst vor einer Radikalisierung der Arbeitslosen schwand zwar, zumal im Vergleich mit den höheren Raten der Unterbeschäftigung in den meisten OECD-Ländern (15), aber das unangenehme Phänomen blieb als lästiger Schönheitsfehler einer im Grunde reichen Gesellschaft ein Stachel im Fleisch engagierter Wirtschaftspolitiker. Erst mit dem nächsten Einbruch in der Weltwirtschaft – in den letzten Jahren – erhielt das Thema wieder eine gewisse Resonanz: Die „Krise der Arbeitsgesellschaft" ist neuerlich angesagt. In der Wiederkehr dieser Krise sind drei Probleme miteinander verbunden.

Das erste Problem ist objektiv-struktureller Art: Dafür, daß auch in konjunkturellen Aufschwüngen die Arbeitslosigkeit auf hohem Niveau verharrt, gibt es keine wirklich handfeste Begründung, in der sich die meisten Ökonomen finden könnten. Freilich gibt es Theorien der Arbeitslosigkeit: die klassische und die monetaristische, die keynesianische und die Keynessche Theorie, die Theorie der segmentierten Arbeitsmärkte und die wohlfahrtsstaatlichen Begründungen, die *efficiency-wage-* und die *gift-exchange*-Modelle, die wachstumstheoretischen und die demographischen Begründungen. Aber eigentlich veranlaßt das Hysteresis-Phänomen die Konjunkturtheoretiker zum Rätselraten, denn auch empirische Untersuchungen vermögen das Problem, wieso selbst in den Wirtschaftsaufschwüngen die Arbeitslosigkeit auf hohem Niveau

verharrt und bei den kleinsten Wachstumsabschwächungen rapide ansteigt, nicht überzeugend zu lösen. Es ist ein *puzzle,* das wir vor uns herschieben. Am Ende sind es doch die mysteriösen „langen Wellen" mit ihren Innovationsschüben (16)?

Eine andere Erklärung, die den herkömmlichen Beschäftigungstheorien hinzugefügt werden kann, ist jene, daß verschiedene Tendenzen unserer gesellschaftlichen Entwicklung auf einen Anstieg der „natürlichen" Arbeitslosenrate hinwirken (17). Es wäre verwunderlich, wenn sie bei zwei bis drei Prozent verharrte:

a) wenn es eine weit stärkere gesellschaftliche Differenzierung und Spezialisierung auf den Arbeitsmärkten gibt, so daß die „Segmente" der Arbeitsmärkte immer kleiner werden, ja auf die Größe von Individuen schrumpfen, die mit ihren hochspezialisierten und oft betriebsspezifischen Fähigkeiten längerdauernde Suchprozesse eingehen müssen, um einigermaßen passende neue Jobs zu finden;
b) wenn steigende Standards der Unzumutbarkeit in einer wohlhabenderen Gesellschaft als angemessen erachtet werden, so daß Positionen, die in „härteren Zeiten" noch als tragbar erachtet wurden, nun nicht mehr akzeptiert werden;
c) wenn die steigende Frauenerwerbsquote ein größeres Potential an Arbeitskräften auf den Markt gebracht hat, die (unter den gegebenen gesellschaftlichen Verhältnissen) weniger flexibel und mobil sind als männliche Arbeitnehmer; und
d) wenn sich Informationen auf allen Märkten immer verwirrender gestalten und Erwartungen immer enttäuschungsanfälliger werden.

Also könnten wir annehmen, daß das Niveau der „natürlichen" Arbeitslosigkeit bei fünf oder sechs Prozent liegen mag; das ist natürlich keine „freiwillige" oder „unfreiwillige" Arbeitslosigkeit, sondern eine, die nicht zuletzt auf vernünftigen Kalkulationen der Arbeitssuchenden beruht. Sie fordert dazu heraus, friktionssteigernde gesellschaftliche Veränderungen durch institutionelle Verbesserungen zu kompensieren.

Das zweite Problem, das die „Arbeitsgesellschaft" aufwirft, ist der politische Umgang mit dem Phänomen der Arbeitslosigkeit. Im Laufe der Jahre erkennt man die Dramatisierungszyklen: Schwächeanfälle in der Konjunkturentwicklung werden immer wieder zu Endzeitperspektiven hochstilisiert, und es werden wehleidig apokalyptische Szenarien entworfen, wenn es um das eine oder andere Prozent auf einem insgesamt beeindruckenden Wachstumspfad geht; dann wieder, mit dem nächsten Wirtschaftsaufschwung, werden die düsteren Ahnungen von stolz lächelnder Selbstzufriedenheit (über die angebliche wirtschaftspolitische Leistung) abgelöst. In Wahrheit geht es im einen Fall nicht so schlecht und im andern nicht so gut. Um mit dem leidigen Thema der Arbeitslosigkeit fertig zu werden, schwankt die Politik zwischen mehreren Strategien (18). Die eine Strategie ist die heroenhafte Übernahme jeder Verantwortlichkeit: die Proklamation des „Kampfes um jeden Arbeitsplatz", eine beliebte Pose der siebziger Jahre, die mittlerweile, da doch die höchst begrenzte Wirksamkeit staatlicher Eingriffe sichtbar gewor-

den ist, nur noch selten greift (19). Die zweite Strategie besteht in der Ablehnung jeder politischen Verantwortung: Ausgegliederte Betriebe werden als „private" deklariert, obwohl ihre Führungsgremien politisch durchwirkt und beeinflußt sind; aber die politischen Instanzen waschen ihre Hände in Unschuld (20). Eine dritte Strategie ist die Suche nach Schuldigen: nach ausländischen Verschwörungen, die es aufzudecken gelte (dafür haben sich seinerzeit die „Ölscheichs" gut geeignet), oder nach unfähigen Managern, die ausgetauscht werden müßten – diese Sündenbockstrategie ist immer gut verwendbar, auch in verstaatlichten Betrieben (21). Eine vierte Strategie ist die Diffusion der Verantwortung: beispielsweise ein Verschieben von Problemen auf politisch weniger brisante Sozialpartnergremien. Eine fünfte Strategie besteht in der Ablenkung vom Problem: Man rede besser über Kondome für Schüler als über Arbeitslose.

Beschäftigungspolitik ist eben eine unsichere Angelegenheit, wie Politiker schon immer wußten und Postkeynesianer neuerdings erkannt haben, und so haben Politiker nur die Chance, ihre Innovationskraft eher ins politische Marketing zu verlagern.

Das dritte Problem der Arbeitsgesellschaft, nämlich das auf- und abschwellende Gerede über Arbeitslose und Sozialgelder, ist von folgender Polarisierung gekennzeichnet: Da gibt es die einen, für die jeder Arbeitslose ein geldgieriger Faulpelz in der berühmten sozialen Hängematte ist. Und da gibt es die anderen, für die jeder, der auf einen Mißbrauch von Transfergeldern hinweist, die große Attacke auf die Errungenschaften des Sozialstaates bläst. Das diskursive Terrain zwischen diesen beiden Polen ist spärlich besetzt; dabei ist mittlerweile allgemein bekannt, daß die Probleme genau beim Auseinandersortieren von Mißbrauch und Armut liegen. Jeder Normalbürger begegnet in seiner Lebenswelt den Bedürftigen ebenso wie den Schmarotzern; wie könnte er sich der Einsicht verschließen, daß die politische Diskussion sich durch einen erheblichen Grad an Wirklichkeitsferne auszeichnet? Freilich geht es bei dieser Auseinandersetzung immer auch um ordnungspolitische Ideologien, um Verteilungskonflikte, um – wenn man es so nennen will – „Klassenkampf" (22). Aber die wechselseitige Überhöhung der Positionen macht den Diskurs – auch in der Wahrnehmung der Wähler – unwirklich und unsinnig.

Die einschlägigen Argumente über Sozialgelder und Gleichheit, Leistung, Motivation, Mißbrauch, Incentives und dergleichen sind bekannt. Aber ein gesellschaftstheoretischer Aspekt ist wichtig, der zur folgenden These führt: Das Hängemattenproblem verschärft sich, weil es zu einer Entstigmatisierung der Sozialpolitik gekommen ist. Diese Entstigmatisierung war in einer Hinsicht wichtig und segensreich: Der Bezug von Hilfsgeldern gilt nicht mehr in dem Maß als entehrend, wie dies früher der Fall war. Auch Armut kann Würde bewahren. Selbst Arbeitslosigkeit gilt nicht automatisch als vorwerfbar und schuldhaft. Aber zugleich bedeutet Entstigmatisierung auch Kalkulierbarmachung. Sozialtransfers unterliegen stärker dem rationalen Kalkül: Wenn man ab 60 in Pension

gehen will, muß man zehn Jahre vorher mit dem Antrag auf regelmäßige Kuraufenthalte für aufkeimende Gesundheitsbeschwerden beginnen. Wenn das formale Kriterium erhöhter Karenzgelder die Nichteheschließung ist, muß man die formelle Heirat verschieben. Das Jahreseinkommen läßt sich maximieren, wenn man sich als Bauarbeiter über die Wintermonate in die mit dem Arbeitgeber „vereinbarte Arbeitslosigkeit" begibt. Man kann die Empfänger von Sozialtransfers nicht für gänzlich kalkulationsunfähig halten oder sie zu moralischen Übermenschen stilisieren, die sich der monetären Berechnung, die doch in der Marktwirtschaft in anderen Zusammenhängen keineswegs verpönt ist, zur Gänze enthalten. Es sind einfache rationale Individuen in einer rationalisierten Welt, und die Grenze zum Mißbrauch ist, wo alle Möglichkeiten der Kostenrechnung genützt werden, in vielen Fällen schwer zu ziehen. Das gilt für die Partner auf beiden Seiten des Arbeitsmarktes.

Eine Restigmatisierung von Sozialtransfers wird weder möglich noch wünschenswert sein. Man sitzt zwischen zwei Stühlen: Die Unantastbarkeit der Privatsphäre kollidiert mit dem moralfreien Kalkül der Transferempfänger, die Allgemeinheit der (rechtsstaatlichen) Regeln mit der Spezifizität der Umstände. Als Substitut für schwindende soziale Normen wird nach neuen institutionellen Vorkehrungen zu suchen sein: nach adäquaten Incentive-Strukturen, nach Möglichkeiten zur Organisierung von Quasi-Märkten, nach Wegen einer besseren administrativen Kontrolle.

Wir haben also drei Probleme:

1. Auf der strukturellen Ebene sind keine Antworten in Sicht. Die Politik-Ineffektivitäts-These haben mittlerweile viele Wirtschaftstheoretiker wieder im ideengeschichtlichen Archiv abgegeben, und *coarse tuning* (statt *fine tuning*) wird wieder als wirksam erachtet – „the rumors of the death of Keynesian economics were greatly exaggerated" (23). Freilich stehen dem andere Theoretiker gegenüber, die verkünden, Keynes sei immer noch mausetot. Und von der Deregulierung und Privatisierung will man auch nicht ganz lassen, wünscht sich doch vorderhand noch niemand Politiker zurück, die wiederum das Versprechen abgeben, um jeden Arbeitsplatz zu kämpfen.
2. Auf politischer Ebene schwankt die Diskussion zwischen verschiedenen Ausreden und Übertreibungen. Zu einer klaren (angesichts ökonomischer Komplexitäten notwendigerweise: „volkserzieherischen") Linie, was denn Aufgabe des Staates wäre und was nicht, findet man nicht.
3. Veränderungen im kulturell-normativen Bereich, angesprochen mit dem Entstigmatisierungsthema, bedrohen das Funktionieren des Systems. Insgesamt gibt es keine Indizien dafür, daß sich an diesen Tendenzen im nächsten Jahrhundert etwas ändern wird, und damit werden sich die „Krise der Arbeitsgesellschaft" und die „Krise des Wohlfahrtsstaates" verschärfen.

3. Die postmaterialistische Gesellschaft

In den siebziger Jahren, als die Überschreitung bestimmter ökologischer Schwellenwerte das ankündigte, was im Bestseller-Buchtitel „Grenzen des Wachstums" hieß, begannen sich plötzlich urbane Menschen nach der ländlichen Natürlichkeit und dem gesunden einfachen Leben zu sehnen, freilich unter Wahrung aller errungenen Freiheiten und Bequemlichkeiten. Die Sozialforscher attestierten ihnen gerne ein fortschrittliches Bewußtsein; aber „fortschrittlich", das hieß nun nicht mehr marxistisch – progressiv – emanzipativ – revolutionär, wie noch kurz davor, sondern emotional – ökologisch – kommunikativ – human – friedensbewegt – hedonistisch – feministisch – individualistisch. Werte, die sich auf materiellen Wohlstand, Ordnungsdenken und physische Sicherheit bezogen, wurden souverän abgestreift, freilich nur in der Vorstellung der Menschen, nicht in der Wirklichkeit, und sie wurden durch Ideen wie Lebensqualität und Selbstentfaltung ersetzt, freilich wiederum nur im Reich eigenen sehnsüchtigen Denkens, nicht im Bereich realistischer gesellschaftlicher Verhaltenskoordination. Die „postmaterialistische Gesellschaft" war im Werden (24).

Die postmaterialistische Gesellschaft ist der Mythos der Reichen. Sie lauschen den verwehten, herben Klängen der Hirtenflöte auf einer Stereoanlage, die mehrere Durchschnittsmonatsgehälter verschlingt, und lassen dabei die Seele baumeln, im Flair ihrer Bedürfnislosigkeit. Sie kaufen ihre Kleidungsfetzen in Boutiquen, welche sich die Suggestion modischer Schlichtheit und Abgetragenheit, ja Zerrissenheit teuer bezahlen lassen. Die Bürger der Wohlstandsgesellschaft – und besonders die jüngeren unter ihnen – hören es gerne, wenn ihnen eilfertige Empiriker attestieren, sie verachteten den schnöden Mammon und strebten nach Höherem, nach Altruismus, Partizipation und globaler Verantwortung. Von den Empirikern abgesehen, nahmen freilich nur einige Randfiguren die Masche lebenspraktisch ernst und zogen sich auf unrentable Kleinbauernhöfe zurück, um sich der Produktion von Schafkäse zu widmen; doch auch dieser Trend ist vorbei.

Aber die empirischen Wertwandelforscher geben nicht auf: Sie fragen unentwegt Leute, die zum Speien satt sind, ob ihnen Essen etwas bedeutet, und sie schließen aus ihrer verzogenen Miene, daß diese Menschen das Eßbedürfnis überhaupt abgestreift haben. Sie nennen ihre Befragten „postmaterialistisch", weil denen nichts mehr einfällt, was sie sich als Weihnachtsgeschenk wünschen könnten. Der Postmaterialismus (in seiner reinen Version) ist als ein Konstrukt zu betrachten, das der Selbsttäuschung mittelständischer Intellektueller entspringt (25). Es ist in Wahrheit ein Materialismus von Produkten höherer Qualität; ein Bündel verfeinerter Konsumwünsche bei abgesättigten Basisbedürfnissen; der den Luxus dementierende Luxus einer reichen Gesellschaft. Es ist eine „Lieber reich und gesund als arm und krank"-Haltung. Der Postmaterialismus entkommt keineswegs den Zwängen des Wirtschaftslebens, und er ist demgemäß ein Thema für Ökonomen: Er ist Materialismus mit

Zusatzwünschen; und noch mehr: praktizierter Kulturliberalismus infolge normativer Indifferenz; gelebter Egoismus mit dem Wunsch nach der Rechtfertigung des guten Gewissens. Die Nachfrage nach postmaterialistischer Selbstberuhigung wird uns in das nächste Jahrhundert begleiten, und somit wird auch das Angebot an einschlägigen Tröstungen zu finden sein. Die Bürger erachten es als ihr unbedingtes Recht, sich Illusionen über ihre edlen Seelen zu kaufen.

4. Die postmoderne Gesellschaft

Wenn nichts mehr gültig ist und alles gleich-gültig geworden ist, dann ist die Moderne an ihr Ende geraten, und sie wird von der „Postmoderne" abgelöst. Die „großen Erzählungen", die Rahmenmythen der Moderne, verlieren ihre suggestive Kraft, sie können den Fortschritt, die Wissenschaft, die Rationalität nicht mehr legitimieren (26). Die protestantische Ethik löst sich im psychedelischen Basar auf: Impuls und Lust, Spontaneität und Bedürfnis, Ausagieren statt Unterscheiden, Happening und Szene dringen in den Alltag ein (27).

Die Avantgarde der Moderne hat bereits, mit einigem Erfolg, versucht, Gültiges – ja das Prinzip der Gültigkeit schlechthin – vom Tisch zu wischen. In der nachfolgenden Leere und Einfallslosigkeit, in der die Provokation, die seinerzeit das Unantastbare antastete, nur noch einer wohlwollenden applaudierenden Ermüdung begegnet, bedient man sich zur Unterhaltung aus dem verfügbaren Repertoire der Geschichte, und so greift man auf alle Stilmittel und Ästhetiken zurück, die im Fundus zu finden sind. Alles wird benutzt, alles ist vereinbar, und im Zuge seiner Verwendung gerät alles in den Sog der Indifferenz. Selbst Avantgarde kann es keine mehr geben, weil niemand weiß, wo *avant* sein könnte; einschlägig definierte Festivals geraten denn auch ins Trudeln.

Mit der Erfindung der Postmoderne haben einige Schriftsteller, die des ewigen Kulturpessimismus überdrüssig waren, aus der Not eine Tugend gemacht. Sie nehmen alte Themen der Kulturkritik auf: den Zerfall von allem und jedem, insbesondere den Zerfall des gesellschaftlichen Basiskonsenses und der fundamentalen Ideologien. Das, was Kulturpessimisten seit mehr als einem Jahrhundert beklagen, wenden die radikaleren unter ihnen ins Positive. Zerfall ist nicht mehr bedrohlich, sondern er ist erwünscht. Zerfall bringt Freiheit. Je mehr zerfällt, desto besser. Aus der Verzweiflung allseitiger Destruktion marschiert man in die Illusion anarchischer Harmonie. Wenn die vollständige Befreiung schon nicht durch eine neue, utopische Ordnung möglich ist, dann wenigstens durch die Akzeptanz der Unordnung. Das umgewertete Chaos gebärt den neuen, freien Menschen. Mit einem tüchtigen Schuß Anarchie lanciert man die antiutopische Utopie des Abstreifens aller materiellen und immateriellen Ketten. Denn natürlich weist die Gesellschaft der Postmoderne alle Kennzeichen klassischer Utopien (28) auf: Es gibt erstens die Annahme eines Endzustandes der Geschichte, und dieser Endzustand ist

das Verwirrspiel, in dem alles Geistige flattert und flackert, glitzert und gleißt, in dem sich alles und nichts mehr verändert. Es gibt zweitens die Vision eines neuen Menschen, wieder einmal jene des endlich gereiften, aus jeder geistigen Manipulation gelösten autonomen Menschen. Und es gibt drittens den Glauben an die beglückenden Wirkungen eines radikalen Egalitarismus; befreite Menschen entscheiden selbstbewußt-tolerant über ihr Leben und Denken.

Es ist aber eine Illusion zu glauben, mit einem aufgewärmten vulgäranarchistischen Modell den Inkonsistenzen der modernen Welt beikommen zu können. Den Zerfall zu bejubeln, löst nicht die Probleme, die der Zerfall mit sich bringt. Sie werden in pointierten Etiketten sichtbar wie der egozentrischen Gesellschaft, der narzißtischen Gesellschaft, der hedonistischen Gesellschaft, der „Me-Decade" (29). Mit gutem Recht kann man die postmoderne Gesellschaft, die sich jeder Gültigkeit verweigert, als relativistisch-nikilistische Gesellschaft beschreiben, und dieser Nihilismus tritt in vielen Formen auf (30). Der postmoderne Befund des Zerfalls ist somit richtig: Nur ist die Hoffnung verfehlt, in der romantisch-anarchischen Szenerie, in der hergebrachte Zwänge abgestreift sind, würden – nun endlich – Freiheits- und Glücksgefühle in Fülle gedeihen. Vielmehr wabbern inkonsistente Empörungsgefühle durch die unübersichtliche Landschaft der modernen Welt, und sie lassen sich, selbstbewußt wie ihre Träger sind, umso leichter für beliebige Ziele instrumentalisieren. Ökonomischer Reichtum hindert nicht die Unzufriedenheit. Solange die Härte des Daseins nicht wieder dazu zwingen sollte, die Realität zur Kenntnis zu nehmen, steht einer Verallgemeinerung des nihilistischen Illusionismus im nächsten Jahrhundert nichts im Wege.

5. Die Risikogesellschaft

Zwei Jahrzehnte sind es erst, daß die Risiken der Moderne als Gefahr der globalen Apokalypse an sämtliche verfügbaren Wände gemalt wurden, doch ist die Bestandsdrohung der Menschheit mittlerweile in aller Bewußtsein gedrungen. Ulrich Becks Begriff der „Risikogesellschaft", in der gebildeten Welt so freudig aufgegriffen, meint eine Epoche, in der die Schattenseiten des Fortschritts mehr und mehr die gesellschaftlichen Auseinandersetzungen bestimmen (31). Es sind Risiken, die örtlich, zeitlich und sozial nicht eingrenzbar sind; sie sind nach herkömmlichen Versicherungsregeln nicht zurechenbar; und sie sind nicht kompensierbar. Es sind globale statt örtlich begrenzte, unsichtbare statt sichtbare Gefährdungslagen (32).

Das Gegenprogramm läßt sich auflisten: *small is beautiful,* Vernetzung, Natürlichkeit, Kreislauf, Harmonie, Sanftheit, Spontaneität, Kommunikation, Liebe, Mystik. Leistet Widerstand gegen die Kolonialisierung der Lebenswelt, sagt Jürgen Habermas; wehrt euch gegen die Entmündigung durch Experten, rät Ivan Illich; setzt euch über die ver-

gewaltigende abendländische Rationalität hinweg, fordert Paul Feyerabend (33). Grün-alternative Jünger rekrutieren sich aus unterschiedlichsten Quartieren; auch eine Fraktion der Quasirevolutionäre der sechziger Jahre hat sich in Zivilisationskritiker der achtziger Jahre verwandelt (34). Die „heile Welt": das war seinerzeit, in den Sechzigern, ein Schimpfwort; jetzt wird die Bewahrung dieser heilen Welt vor den desaströsen Zivilisationsfolgen gefordert.

Risikobeseitigung oder -bewältigung ist ein kompliziertes Geschäft. In der Postmoderne bietet sich radikale Komplexitätsreduktion durch einen moralisierenden Nihilismus an: Als Flucht aus der Unübersichtlichkeit der Welt strebt man der Geborgenheit in der partikulären Moralisierung von Situationen zu. Denn die Moralisierung eines Problems, die schlichte Projektion auf die Kategorien von Gut und Böse, vereinfacht die Sachlage. Sie suspendiert komplizierte Sachdiskussionen und macht das Problem handhabbar. Autobahnen sind schlecht, Radwege gut. Militär ist böse, Zivildienst ehrenhaft. Kraftwerke sind verderblich, Brüssel ist bürokratisch. Fremde sind asozial, Frauenarbeit emanzipierend. Moralisierte Diskussionen werden mit dem Gewicht demokratischer Legitimität versehen, innerliche Betroffenheit genügt als Kompetenzkriterium, und gegen Betroffenheit gibt es kein Argument. Niemand kann dem anderen abstreiten, betroffen zu sein. Infolge des Mangels an ethischer Kompetenz, die zu kognitiven Defiziten hinzukommt, reicht es allerdings nur für Einzelfallmoralisierungen (die auf Fälle, nicht auf Regeln bezogen sind). Daraus resultiert ein verwirrendes Durcheinander von moralischen Feststellungen, die miteinander nicht mehr vereinbar sein müssen. So kann es durchaus geschehen, daß dieselben Gruppen einmal die Abschaffung der Gefängnisse und wenig später höhere Gefängnisstrafen für Gewalttaten gegen Frauen fordern. „Der moralische Protest ... verfügt heute über ein so ausgedehntes Themenreservoir und ein so breites Rekrutierungsfeld, daß seine Regenerationsfähigkeit auf längere Zeit gesichert ist. Es gibt immer wieder eine neue Diktatur, auf die sich plötzlich die Aufmerksamkeit richtet, immer wieder eine neue Dummheit irgendwelcher Exekutiven, an der sich die Flamme der Empörung entzünden kann. Im Zeitalter des Satellitenfunks wächst die Zahl der Ungerechtigkeiten mit den im Einsatz befindlichen Nachrichtenjägern und führt dem Dauerprotest immer neue Motive zu (35)."

Ulrich Beck hat nur einen Trost: In der Not wachse das Rettende auch. Das Wissen um die Gefahr wecke Gegenkräfte. Die Menschheit könne in einer „Solidarität der Angst" zusammengezwungen werden, und damit werde die Eigendynamik des „Systems" durchbrochen (36). Die meisten Menschen schlafen wahrscheinlich besser, wenn sie solch beruhigende Botschaft aus dem Munde jener vernehmen, die eben noch ihren Untergang vorausgesagt haben. Indizien dafür, daß die Trostbotschaft richtig ist, gibt es allerdings wenige. Ökologische Politik wird peu à peu gemacht, und ohnehin nur in den Industriestaaten, während sich der Zustand der Welt rasant verschlechtert. Genauso wahrscheinlich wie die

„Solidarität der Angst" ist ein Erwachen der Rette-sich-wer-kann-Mentalität, wenn die Situation bedrohlich wird.

Die Anpassungsfähigkeit der Menschen ist zudem nicht zu unterschätzen: Noble Blässe wird wieder modern, wenn das Ozonloch sich über dichter bevölkerte Territorien schiebt; schon werben Freibäder mit der riesigen Sonnenschirmüberdachung ihres Schwimmbeckens. Die Kinder wird man bei Regenwetter zum Spielen hinausschicken, und Einkaufsstraßen werden ohnehin bald überdacht. Somit ergibt sich kein Problem für das Wirtschaftsleben, vorerst, aber auch kein über ökonomische Kanäle laufender Rückkoppelungsmechanismus. Alles das sind natürlich keine Entwicklungsgesetzlichkeiten: Aber einstweilen können wir – in globaler Perspektive gesehen – nur einen auftrumpfenden Humanismus besichtigen, hinter dem sich nicht viel an ernsthafter, wirkungsträchtiger Umweltpolitik verbirgt (37). Für die Risikogesellschaft gilt somit: Der Befund zunehmender Risiken ist korrekt, die Schlußfolgerungen sind fragwürdig. Die wirklichen Katastrophen stehen uns ja erst im nächsten Jahrhundert ins Haus (38).

6. Die Erlebnisgesellschaft

Das neueste Etikett für die unübersichtliche Gegenwartsgesellschaft, angeboten von Gerhard Schulze, lautet: „Erlebnisgesellschaft" (39). Schulze versammelt alle kulturkritischen Beobachtungen, die während des letzten Jahrhunderts angestellt wurden, und trifft notwendigerweise in vielem ins Schwarze. Das Problem der Gegenwartsmenschen ist seines Erachtens ein gravierendes: Was macht man den ganzen Tag in Anbetracht eines Überangebotes an Möglichkeiten? Das Leben ist leicht geworden, und deshalb ist es schwer, ein sinnvolles Leben zu führen. Statt: „Wie erreiche ich dies oder jenes?" zu fragen, gilt es auszukundschaften: „Was will ich eigentlich?" Die heute angebotene Antwort ist: „Erlebe Dein Leben!" Aber wie macht man das, sein volles Leben erleben? Es ist eine erlebnishungrige Gesellschaft, deren Mitglieder die Idee eines schönen, interessanten, lohnenden Lebens zu gestalten haben. Sich spüren, sich erleben, darum muß es gehen. Wer in sich nicht andauernd eine Serie von Sensationen wahrzunehmen vermag, der muß sich fragen, was denn mit ihm nicht stimme. Für die Manager der eigenen Subjektivität wird das Vergnügen zur harten Arbeit. Denn die „Sensationen" sinnlicher Erfahrung werden auch im Konkurrenzdruck des Freundeskreises eingefordert. Erlebnisse müssen vorgezeigt werden können. Doch Erlebnisse lassen sich nicht auf Dauer stellen. Produkte veralten, Langeweile stellt sich ein, die Angst, etwas zu versäumen, läßt sich dauerhaft nicht bannen (40).

Die Erlebnisgesellschaft ist mit der Informationsgesellschaft, den Massenmedien, der verkabelten Welt, dem Satellitenzeitalter verknüpft (41). Die elektronische *brave new world* vermittelt dauernde Erlebnisse. Sie vermittelt auch die weltsichtprägende Orientierung an ein-

fachen Rezepten, an der scheinobjektiven Welt der Berichterstattung. Unsere Kultur gerät – nach Postmans Diktum – durch die Erziehung zum Fernsehen zum Panoptikum (42). Informationsmüll diffundiert, verbreitet von vazierenden Profi-Diskutanten in den sich wie eine Seuche ausbreitenden Talk-Shows. Vergnügen wird ausgestreut von launigen Präsentatoren, die vertraulich und unhöflich, lässig und locker mit ihrem Publikum verkehren. Zeitvertreib wird geboten von Animatoren, die schnoddrig als Spontaneität getarnte Oberflächlichkeit zelebrieren.

Die Unterhaltungsdiktatur in der Juxkultur ist das Erbe für die nachwachsende Generation, für jene *couch potatoes*, die mit Öffentlichkeit nichts mehr im Sinn haben (43). Sie halten es für die Kultur des Abendlandes, denn sie kennen kaum anderes. Die elektronischen Medien liefern das, was die Erlebnisgesellschaft wünscht: die Begleit- und Ersatzmusik zum Erziehungsverzicht begüterter Mittelschichten, die – zum Teil aus quasipsychologisch begründeter Verunsicherung, zum Teil aus emanzipatorisch verkleideter Faulheit – sich der Sozialisationsarbeit verweigern.

Die Erlebnisgesellschaft degradiert auch die Politik zu einer Abfolge von *events*. Es kommen andere Typen von Politikern an die Macht, und es entsteht eine neue Art, Politik zu treiben. Die „strukturelle Neophilie" der Medien verpflichtet die Politik auf Kommunikationsdramaturgie, macht sie zum Showgeschäft (44). Diese Mediengesellschaft ist aber auch die Spielwiese des Populismus, der denselben Prinzipien gehorcht (45). Gegentrends zu allen diesen wohlbekannten Tendenzen sind nicht sichtbar. Das nächste Jahrhundert bringt uns somit: allseitigen Wirklichkeitsverlust, herandrängenden Informationsmüll, weitere Fehlsozialisation, zunehmende Politikdramaturgie, sich verstärkenden Populismus.

Ziel ist es, das Leben selbst zu einem großen Erlebnis werden zu lassen, alle erlebnisbedrohenden Verpflichtungen und Selbstdisziplinierungen abzuwenden. In der Postmoderne muß das individuelle Leben nicht nur vom *excitement* profitieren, es muß als Kunstwerk gestaltet werden: um sich zu entfalten in tausenderlei Formen und Stilen, in der Einheit von Körper, Verhalten, Kleidung und Gefühlen. Damit berühren wir auch wieder die ökonomische Sphäre, denn wirtschaftliche Prosperität ist die Grundlage dafür, daß dies massenwirksam geschehen kann. Die Konsumgesellschaft stellt sich längst auf die Erlebnisgesellschaft ein: Sie bietet nicht mehr simple Produkte an, sondern verkauft Lebensstile. Daß Güter Tauschwert und Gebrauchswert haben, ist ein alter und trivialer Sachverhalt; ihr Identitätswert, ihr Beitrag zur Persönlichkeitsinszenierung, ist eine dritte Kategorie, und diese wird immer wichtiger (46). Es ist deshalb auch völlig verfehlt, der Konsumgesellschaft vorzuwerfen, sie dressiere den Menschen auf blanken Materialismus. Die postmoderne Konsumgesellschaft macht das Gegenteil: Sie vermittelt Traumbilder, mit Gütern als Anhängsel des Seins und als Vehikel des Andersseins. Sie forciert die Wünsche und die Illusionen. Sie ästhetisiert die Welt. Sie entrealisiert die Wirklichkeit. Der Materialismus der Kon-

sumgesellschaft ist ein erlebniszentrierter Illusionismus. Der wahre Triumph der Konsumgesellschaft wird sich in jenen Gütern verkörpern, die das Individuum in das Reich der „virtuellen Realität" entführen. Dieser Prozeß, in dem die Wirklichkeit durch die Vorstellung von der Wirklichkeit ersetzt wird, könnte möglicherweise im 21. Jahrhundert so weit gediehen sein, daß wir ganz ohne Wirklichkeit auskommen und in einer *virtual society* leben.

Eine Einschränkung ist allerdings angebracht. Was in den *life styles* der Erlebnisgesellschaft zelebriert wird, ist nicht die Alltagswelt jener Mittel- und Unterschichten, die vorrangig immer noch mit dem Problem ihrer Lebenssicherung alle Hände voll zu tun haben (47). Die freie Wahl von Erlebnissphären setzt eine gewisse Enthobenheit von materiellen Zwängen voraus, das Ringen um Selbstverwirklichung gedeiht in der Verwöhnung. Aber gerade die Wichtigkeit, die dem Wissen um die richtigen Dinge beigemessen wird, erinnert an die Subtilitäten aristokratischen Gehabens in der höfischen Gesellschaft (48), in der „kulturelles Kapital" (49) zur entscheidenden Ressource im sozialen Regelwerk wird. Das heißt zum einen: *Life style* und „Zeitgeist" sind Kategorien der oberen Mittelschichten und Oberschichten, um sich in einer Gesellschaft der Massenkultur von Kleinbürgern und Proletariern abzusetzen. Zum anderen aber: Diese Lebenshaltung ist zentral für diese Gesellschaft, denn sie wird – wie dies beim Wandel von Kulturbeständen bisher der Fall war – nach unten, in untere Sozialschichten, diffundieren. Aber das dauert Jahrzehnte, und somit ist auch dies eine Geschichte des nächsten Jahrhunderts.

7. Die europäische Gesellschaft

Seit einigen Jahren hat das Thema Europa Konjunktur, auch wenn die wirtschaftlichen Flaggschiffe müde vor sich hindümpeln. In kühnen Schritten wird der Einigungsprozeß vorangetrieben. Wie die gemeinsame europäische Gesellschaft letztlich aussehen wird, ist freilich alles andere als sicher; einig ist sich die europäische Elite darin, daß es schön sein wird, mag es sich um ein Europa der Zwölf oder ein Europa der 22 handeln.

Was also wird uns im 21. Jahrhundert beschäftigen? Nur wenige wollen eingestehen, daß es ein Ding der Unmöglichkeit ist, Luxusterritorien mit Wüsteneien zusammenzuschließen; der diplomatisch verschwiegene *trade-off* zwischen Erweiterung und Vertiefung der Gemeinschaft besteht nun einmal. Die Skepsis gegenüber der Osterweiterung nimmt zu, die deutsche Erfahrung hat Eindruck gemacht. Lieber hält man es beim Blick nach Osten vorläufig mit der Desintegration, schließt sich ab und proklamiert „brüderliche Hilfe" (auf Kreditbasis) für die Heimatländer potentieller Emigranten, auf daß diese zu Hause bleiben mögen und die heimischen Arbeitsmärkte entlasten. Die Ernsthaftigkeit wirtschaftlichen Kooperationsbemühens ist jedoch an der Praxis zu messen: Gerne

rät man den postsozialistischen Ländern zur marktwirtschaftlichen Ordnung, doch der Freihandel gilt nur für jene Ostprodukte, die im Westen unabsetzbar sind (50). Westliche Wirtschaftsminister lassen sich feiern, wenn sie es schaffen, protektionistische Barrieren gegen billige Warenimporte aus den ehemals kommunistischen Ländern aufzubauen (51). Als der Stacheldraht durchschnitten war, suggerierte man so etwas wie einen Fünf-Jahres-Aufholplan, aber diesen hat man mittlerweile auf 20 Jahre, und damit ein beträchtliches Stück in das nächste Jahrhundert hinein, verlängert. Die Zeit ist noch nicht reif dafür zuzugeben, daß die meisten postsozialistischen Länder in zwei Jahrzehnten noch immer in einem konsolidierten Entwicklungsländerstatus verharren werden (52).

Aber auch die westeuropäische Integration wird in den nächsten Jahren nicht von selbst laufen. Es ist nicht abzusehen, ob es eine kräftige Europaregierung geben wird oder ob es bei einer losen Assoziation von Nationalstaaten bleiben wird, ob beispielsweise jemals eine gemeinsame Außen- und Verteidigungspolitik zustande kommt. Für Österreich berührt dies die Neutralitätsfrage: Die heimischen Beschlüsse und Erklärungen über die Neutralität illustrieren eine politische Doppelbödigkeit, die manche als typisch österreichisch qualifizieren würden. Was jeder unvoreingenommene Beobachter als Herumdruckserei empfinden mußte, hat man gar noch als subtile Diplomatie zu verkaufen versucht. Das Problem liegt freilich darin, daß man – mangels anderer Identitätsressourcen – die Neutralität, eine zweckmäßige politische Konstruktion unter bestimmten außenpolitischen Bedingungen, über Jahrzehnte hindurch in schulischen „Tag der Fahne"-Feiern zum tragenden Identitätsmerkmal der Österreicher stilisiert hat; dies ist den Bürgern schwer abzugewöhnen. Der Prozeß der Identitätstransformation, der die ökonomischen Chancen im Neuen Europa beeinflußt, wird sich daher in das nächste Jahrhundert ziehen.

Es ist auch offen, welche „ökonomische Kultur" das Vereinte Europa pflegen wird. Die Befürchtung, daß es ein Europa der Starken, Qualifizierten, Dynamischen und Effizienten sein werde, wird von politischen Eliten provoziert, die das neue „Wirtschaftswunder" nach der Integration mit dem Vokabular von ***business*** und ***efficiency*** angekündigt haben; kein Wunder, daß sich die Langsameren, Schwächeren und weniger Agilen darin nicht geborgen fühlen wollen. Das Europa-Image ist „kapitalistisch", trotz des gigantischen Umverteilungsapparates (im landwirtschaftlichen und regionalpolitischen Bereich). Die Euro-Gegner fürchten denn auch zweierlei: einen wildwuchernden Kapitalismus ebenso wie eine bürokratisch-regulierende Brüsseler Monströsität, sie haben gleichzeitig Angst vor steigender Konkurrenz und steigender Regulierung. Die Unlogik der Kumulation dieser gegensätzlichen Ängste stört sie nicht; und in der Tat wäre es wohl das *worst case*-Szenarium, wenn wir beides bekämen.

Diese Hinweise lassen erkennen: Europa – ein unleugbar notwendiger Schritt im Konkurrenzkampf der großen weltwirtschaftlichen Blöcke – ist nicht „gelaufen". Nach dem Beitritt Österreichs fangen die Schere-

reien erst an. Die großen Krisen der europäischen Einigung kommen erst, und niemand vermag heute vorherzusagen, wohin die Reise im nächsten Jahrhundert gehen wird.

8. Die multikulturelle Gesellschaft

Die Grenzen Osteuropas haben sich unter lautem Jubel geöffnet (53), und ebenso rasch sind die Grenzbalken auf westlicher Seite wieder heruntergelassen worden. Mit dem freien Grenzverkehr war ja nicht gemeint, daß alle, die besser leben wollen, einfach in den Westen kommen können (54). Die Integration nach außen hin wird wohl nur mühsam vorankommen; aber auch der Integration nach innen steht die kulturelle Widerständigkeit von Regionen und Regionalkulturen entgegen. Nationalismen, Föderalismen und Regionalismen boomen, das Gerede über Identität und Staatsbewußtsein plätschert auf allen Tagungen – immer geht es um Gemeinschaftsbildungen, um Gemeinschaftsgefühle, um Zugehörigkeit (55). Europa ist offenbar zu groß, um sich darin zu Hause zu fühlen. Je unsicherer die Welt, desto stärker werden die Sehnsüchte nach heimeliger Zugehörigkeit (56). Die europäischen Instanzen suchen dem mit einer pathetischen Dekoration des europäischen Einigungsprozesses gegenzusteuern, aber das Pathos will nicht recht greifen.

Aus solchen Peinlichkeiten flüchtet man sich gerne in die visionäre Dimension der multikulturellen Gesellschaft. Sie ist einer der neuen Euro-Mythen, die semantische Stukkatur für das europäische Wirtschaftsgebäude, ein Wortgeklingel, das bestimmte kulturelle Milieus zu befrieden trachtet. Als Vorbild der „multikulturellen Gesellschaft" des nächsten Jahrhunderts, welche die Euro-Denker einem widerstrebenden Publikum schmackhaft machen wollen, wird das *melting-pot*-Modell, à la USA, empfohlen; doch inzwischen wissen wir, daß in den Vereinigten Staaten nichts verschmolzen ist, und daß neue Segregationen, selbst in Form ethnisch-föderalistischer Territorialsegmentierung, als Option der nächsten Jahrzehnte ernsthaft ins Auge gefaßt werden (57). Aber es kann auch um andere Formen des multikulturellen Zusammenlebens gehen: um das freie Beieinander kulturell in sich homogener, voneinander separierter Gruppen; oder um die Durchdringung der Lebensstile, mit der Entwicklung einer neuen Euro-Kultur; oder um ein postmodernes Gemisch aller Kulturen – irgendwie geht es immer um „Einheit in der Vielfalt", um viele Bewohner im „Gemeinsamen Haus" (58). Die Sache kompliziert sich noch dadurch, daß neben der Multikultur auch kulturelle Beständigkeit versprochen wird: Gerade die Eigenart der europäischen Länder soll, am besten durch Regionalisierung, erhalten bleiben, als Charakteristikum Europas und als Geheimnis abendländischer Dynamik. Dabei stellen sich zumindest drei Probleme.

Das erste Problem betrifft gar nicht so sehr Minderheitsrechte, sondern Mehrheitsrechte, die zu erörtern vermieden wird. Wie man Minderheiten die Chance zur Aufrechterhaltung ihrer Kultur bieten muß (in-

nerhalb jener Grenzen, wie sie die abendländische Kultur zieht), so muß man auch das Recht der Mehrheiten akzeptieren, ihre Lebensweise nicht durch allzu freizügigen Zuzug aus kulturell fernstehenden Ländern unterminieren zu lassen. Gegen Pizza an den Straßenecken und gegen ein paar marokkanische Gemüsehändler ist nichts einzuwenden; aber warum sollten nicht die Londoner oder die Pariser das Recht haben, den unverwechselbar britischen oder französischen Charakter ihrer Städte wahren zu wollen? Wie weit solche Mehrheitsrechte gehen können, wird ungern diskutiert.

Das zweite Problem betrifft die Vereinbarkeit unterschiedlicher Kulturen. Bemühungen um Assimilation gelten als unfeine politische Maßnahmen, doch die europäischen Länder kommen gar nicht darum herum, einen rigiden Assimilationsdruck auf Einwanderer wirken zu lassen. Wenn nordafrikanischen Immigranten untersagt wird, an den Körpern weiblicher Babies herumzuschneiden, wenn Islamis in einen säkularisierten Staat gepreßt werden, wenn türkischen Familienvätern handgreiflich klargemacht wird, daß sie über das Leben ihrer 18jährigen Tochter nicht mehr zu gebieten haben, wenn moslemische Kinder in ein koeduktives Schulsystem geraten – dann ist die Unterscheidung zwischen dem Verfassungsrahmen, den es zu wahren gilt, und der freien Alltagskultur, die innerhalb dieses Rahmens blühen kann, eine künstliche Unterscheidung; denn praktisch handelt es sich eben um tiefgreifende Eingriffe in die Alltagskultur, um einen weitgehenden Assimilationsdruck, der von der Wahrung unverzichtbarer abendländischer Kulturbestände ausgeht.

Das dritte Problem, mit dem wir die ökonomische Dimension der Frage berühren, ist die offenkundig werdende schichtspezifische Differenzierung der Haltung gegenüber den Fremden. Es ist eine oberflächliche Fehlinterpretation, Fremdenfeindlichkeit in braunen Bodensätzen zu suchen. Der fremdenfeindliche Populismus erfaßt wesentliche Schichten der Arbeiterschaft. Die Oberschicht hat ja auch wenig Probleme mit den Immigranten, schließlich wird ihre Lebenswelt durch ihre Existenz kaum – oder nur positiv – berührt. Aber Multikultur-Probleme sehen aus der Sicht eines pragmatisierten Jazz-Konzert-Besuchers, der sich von italienischen Kellnern bedienen läßt, anders aus als aus der Sicht eines Arbeiters, der sich mit Immigranten in scharfer Konkurrenz um Wohnung, Schule und Arbeitsplatz befindet (59). Die Inländer-Ausländer-Konflikte können somit leicht zu einem Auseinanderdriften inländischer Sozialmilieus führen.

9. Das Ende der Geschichte

Die These vom „Ende der Geschichte" ist ein Produkt der Phantasielosigkeit. Jene, die sich ihr verschrieben haben, sahen die beiden Supermächte und ihre Ideologien vor sich. Eine dieser Ideologien ist zusammengebrochen, also kann aus dem Konflikt der beiden Systeme keine

„Bewegung" mehr entstehen. Die Geschichte bleibt stehen, und das liberal-demokratische System wird mit dem Segen der „Ewigkeit" ausgestattet. Übersehen wird dabei zweierlei. Zum einen, daß es auch innerhalb des siegreichen Systems deutlich knirscht. Zum anderen, daß allenthalben auf der Welt konkurrierende Ideologien brodeln, die durchaus Alternativen zum westlich-demokratischen Politiksystem anzubieten haben.

Zunächst zum „Knirschen" im westlichen System. Der Kapitalismus ist der Sieger. Aber um welchen Kapitalismus handelt es sich denn? Um den liberalen Kapitalismus der Vereinigten Staaten, die auf dem Weg sind, ihre innenpolitische Katastrophe zu entdecken, den Verfall der Städte, Armut und Drogen, den Niedergang des Bildungssystems und soziale Unsicherheit? Um den alt gewordenen Kapitalismus Großbritanniens, der frühen Wirtschaftsmacht, die ihre dynamische Kraft bereits beim Eintritt in das Jahrhundert verbraucht hatte und gemessenen Schrittes ein lahmes Säkulum beschließt? Um den zentralistischen Kapitalismus Frankreichs, des Landes der großen Gesten und der grandes-écoles-Technokraten, das ebenso zum Pathos tendiert wie zur Selbstverwirrung? Um Italien, dessen Staatsapparat gänzlich funktionsunfähig geworden zu sein scheint, ein wahrer Morast von normalitätsgewordener Korruption und alltäglichem Verbrechen? Um den Bankenkapitalismus der Schweiz, jener eigenartigen Mixtur von Weltoffenheit und Provinzialismus? Welcher Kapitalismus ist also der Sieger (60)? Wie beeindruckend das Unverständnis westlicher Sozialwissenschaftler in bezug auf ihr eigenes Wirtschaftssystem ist, haben die Ratschläge gezeigt, die den osteuropäischen Ländern in den ersten Phasen ihres Transformationsprozesses gegeben wurden.

Das zweite Problem, das ein Ende der Geschichte unwahrscheinlich macht, ist das der Alternativideologien (61). Es stehen – besonders in den postsozialistischen Ländern – nationalistische und rechtspopulistische Identifikationsmodelle zur Verfügung, um in das ökonomische Desaster Orientierung und in das ungewohnte politische Ambiente Struktur zu bringen. Systeme, die mit partizipationsungewohnten Menschen funktionieren müssen, laden zur Teilnahme an der Zerstörung ein: als Ventil für die Leiden der Gegenwart und die Angst vor der Zukunft, als Vergewisserung ihrer selbst in kollektiver Tat und Untat. Sie bejubeln Krieg und Grausamkeit: als Beweis ihrer eigenständigen Existenz und als Abgrenzung gegen die anderen, die Nicht-Zugehörigen. Aber es lodern auch andere Fundamentalismen, insbesondere an der europäischen Peripherie und am Südgürtel: etwa der islamische Fundamentalismus an den Grenzen Afrikas, Asiens und Europas (62). Der Mittelmeerraum, die freie Zone vor den löchrigen Mauern Europas, kann sich zu einer spannungsgeladenen Zone nicht nur zwischen der reichen und der armen Welt, sondern auch zwischen Ideologien entwickeln, die viel unvereinbarer sind, als es seinerzeit die Ost-West-Gegensätze waren.

Sie bewegt sich doch, diese Welt, und für das nächste Jahrhundert ergibt sich eine neue großräumige Machtkonstellation. Es wird kein Jahr-

hundert der Langeweile. Als das letzte Mal das Ende der Geschichte ausgerufen wurde, in der Erwartung, daß nichts Großes mehr geschehen könne, schrieb man den Vorabend des Ersten Weltkriegs. Auf eine derartig drastische Belehrung über unvermutete Dynamiken würden wir gerne verzichten; aber es ist unsicher, ob wir es können.

10. Die globale Gesellschaft

Die Neue Weltordnung, von der ein amerikanischer Präsident in der Euphorie eines militärischen Sieges sprach, ist ebenso Fiktion geblieben, wie es seinerzeit die Neue Weltwirtschaftsordnung war (63). Daß Aufschwungs- und Entwicklungsprozesse Zeit brauchen, ist eine der kleinen banalen Wahrheiten, die gerne als große diplomatische Lügen verwendet werden. In Wahrheit können die Industrieländer gar kein Interesse daran haben, daß sich die Entwicklungsländer rasch zu modernen Industriegesellschaften entwickeln. Der Lebensstil der Industrieländer ist nicht verallgemeinerbar, und drastische Änderungen dieses Lebensstils sind nicht in Sicht (64). In globaler Perspektive kann man dem Zynismus kaum entkommen: Zu den drei großen Wirtschaftszonen des 21. Jahrhunderts, der nordamerikanischen Zone, dem europäischen Wirtschaftsraum und dem ostasiatischen Verbund, gesellt sich China – mit einem großen Fragezeichen. China weist seit einigen Jahren ein explodierendes Wirtschaftswachstum unter der Führung von Kommunisten auf, die keine mehr sind. Billige Löhne sind kombiniert mit einer unterbewerteten Währung, und Fremdinvestoren im Lande werden ermutigt. China ist auf dem besten Weg, den japanischen Aufstieg nachzuvollziehen (65). Nur wenn sich das Land sehr langsam entwickelt oder vielleicht gar wieder in einen sklerotischen Totalitarismus zurückfällt, ist der Lebensstil der Industriegesellschaft weiterhin für einige Zeit haltbar. Sollte sich das dynamische Wachstum des riesigen Landes hingegen fortsetzen, vielleicht sogar trotz politischer Borniertheit, kommen Milliarden von Konsumenten, Emittenten und Energieverbrauchern hinzu, und die Welt geht mit atemberaubender Geschwindigkeit gravierenden Problemen entgegen. Denn daß Entwicklungsländer in frühen Phasen ihres aufholenden Industrialisierungsprozesses ökologisches Bewußtsein entwickeln, war noch nie der Fall; alle Erkenntnisse, die später kommen, werden zu spät kommen.

Die Festung Europa ist im Werden. Europa (mit den USA und Japan) wird ein reiches Bollwerk, eine Friedenszone mit 15 Prozent der Weltbevölkerung, in einer Welt, in der der größere Teil sich, vielen internationalen Studien zufolge, der Deprivation und Vernichtung nähert, eine Welt des Unfriedens und der Anarchie, *out of control:* auch die Umweltprobleme fallen bekanntlich in erster Linie den Einwohnern der Dritten Welt auf den Kopf. Die Entwicklungsländer differenzieren sich: einem befriedigenden Wachstum von fünf bis sechs Prozent in Ostasien steht die unaufhebbare Stagnation Schwarzafrikas gegenüber. Die Kriege des

21. Jahrhunderts werden sich nicht mehr entlang der Ost-West-Achse abspielen, sondern es werden Nord-Süd-Kriege werden. Schon jetzt verschärfen die kleinen Diktatoren des Südens, des freundlichen Schutzes ihrer jeweiligen Supermacht beraubt, die Unterdrückung der Einwohner ihres Landes, um sich an der Macht zu halten (66); manche rüsten auf und treiben eine aggressiv-nationalistische Außenpolitik mit ethnischen Haßgefühlen, um innere Schwierigkeiten zu umgehen. *„Crazy states"* werden irgendwann Atomwaffen zum Einsatz bringen, und die Welt wird sich an höhere Dosierungen von radioaktiven Strahlungsniveaus gewöhnen. In diesem Zusammenhang könnte das oben kritisierte Wort vom „Ende der Geschichte" eine ganz andere, fatale Bedeutung erhalten.

11. Schlußbemerkungen

Zehn Begriffe, die in aller Munde sind, haben wir betrachtet: die postindustrielle Gesellschaft, die Arbeitsgesellschaft, die postmaterialistische Gesellschaft, die postmoderne Gesellschaft, die Risikogesellschaft, die Erlebnisgesellschaft, die europäische Gesellschaft, die multikulturelle Gesellschaft, das Ende der Geschichte und die globale Gesellschaft. Dieser begriffsgeleitete Ausblick auf die Krisen des nächsten Jahrhunderts ist nicht von der Vorfreude auf die Einlösung all jener Versprechungen geprägt, die uns das gloriose 20. Jahrhundert einstweilen noch schuldig geblieben ist. Er mag sogar defätistisch anmuten. Zur Entschuldigung möchte ich wiederum auf Schumpeter zurückgreifen, der vor einem knappen halben Jahrhundert schrieb: „Die Nachricht, daß ein bestimmtes Schiff im Sinken ist, ist nicht defaitistisch. Aber die Gesinnung, in der diese Nachricht aufgenommen wird, kann defaitistisch sein: die Mannschaft kann sich hinsetzen und sich betrinken. Jedoch sie kann auch zu den Pumpen stürzen (67)."

Anmerkungen

(1) Diese Ausführungen wurden beim Benedikt-Kautsky-Kreis am 3. Jänner 1994 in Bad Mitterndorf vorgetragen. Ich danke den Diskutanten für Anregungen.
(2) Schumpeter, Joseph A., Kapitalismus, Sozialismus und Demokratie (7. Aufl., Tübingen, Basel 1993) 499.
(3) Galbraith, John K., Gesellschaft im Überfluß (München, Zürich 1959).
(4) Bell, Daniel, Die nachindustrielle Gesellschaft (Reinbek b. H. 1979, engl. 1970).
(5) Fourastié, Jean, Die große Hoffnung des 20. Jahrhunderts (3. Aufl. 1954, franz. 1949).
(6) Schelsky, Helmut, Die skeptische Generation. Eine Soziologie der deutschen Jugend (Düsseldorf, Köln 1957).
(7) Schelsky, Helmut, Auf der Suche nach der Wirklichkeit. Gesammelte Aufsätze (Düsseldorf, Köln 1965).
(8) Natürlich war die Behauptung von der weitsichtigen Gestaltung der Gesellschaft im ganzen und der Wirtschaftspolitik im besonderen schon damals ein Mythos. In einem Rückblick auf diese Jahre schreibt der OECD-Experte Peter Sturm, „daß entscheidende und weitreichende Maßnahmen der Wirtschaftspolitik in der Mehrzahl nicht

unter weiser Voraussicht der kommenden Ereignisse getroffen wurden, sondern unter dem Druck der (oftmals unerwarteten) Entwicklung". Die geschichtliche Entwicklung beweise, „daß die Antwort der Wirtschaftspolitik (und der Politik im allgemeinen) auf aktuelle Krisensituationen nicht unbedingt konstruktiv zu sein braucht: Wirtschaftspolitiker haben die Möglichkeit, Fehlentscheidungen zu treffen, und die Vergangenheit lehrt uns, daß sie davon reichlich Gebrauch machen". Sturm, Peter, Die Wirtschaftsentwicklung in den OECD-Staaten und der Einfluß der Wirtschaftspolitik, in: Chaloupek, Günther, Mesch Michael (Hrsg.), Der Wandel des wirtschaftspolitischen Leitbildes seit den siebziger Jahren (Wien 1993) 5–19, hier 5.

(9) Denn die Technokratie war nie nur ein rechtes, repressives und konservatives Modell. Eine solche Auffassung ist nicht nur deswegen grundfalsch, weil man zwar die Vorstellung, die Experten würden Politik berechenbar und Demokratie überflüssig machen, als Illusion bezeichnen muß, weil aber an vernünftigen Zweck-Mittel-Abschätzungen, subtilen Input-Output-Analysen und computerunterstützten Zukunftsszenarien nicht das Geringste auszusetzen ist. Vielmehr ist es auch deswegen irreführend, weil die Linke immer die überzeugteren Technokraten aufzuweisen hatte. Die Technokratie der bürgerlichen Kreise war allemal durch ihren Konservativismus gebremst, der anthropologisch als Widerpart menschlicher Gestaltungswünsche einen widerspenstigen, ja bösartigen Menschen unterstellte. Im linken ideologischen Spektrum war der Mensch hingegen entweder schon immer rousseauistisch gut, sodaß er sich in utopische Gesellschaftsmodelle trefflich einfügte, oder es war ein selbstverständliches politisches Ziel, ihn durch das Zerreißen aller zivilisatorisch-kapitalistischen Verzerrungen zum Guten zu formen. – Zur Eigenart utopischer Gesellschaftsmodelle vgl. Voßkamp, Wilhelm (Hrsg.), Utopieforschung, 3 Bde. (Frankfurt 1985); Saage, Richard, Politische Utopien der Neuzeit (Darmstadt 1991); ders., Das Ende der politischen Utopie? (Frankfurt 1990); ders. (Hrsg.), Hat die politische Utopie eine Zukunft? (Darmstadt 1992).

(10) Prisching, Manfred, Der Wandel politischer Stimmungslagen – staatliches Handeln in einer „unübersichtlichen" Gesellschaft, in: Wirtschaft und Gesellschaft 15/1 (1989) 9–32.

(11) Fest, Joachim, Leben ohne Utopie, in: Saage (1992) 15–26, hier 22.

(12) Habermas Jürgen, Die Neue Unübersichtlichkeit (Frankfurt a. M. 1985); Offe, Claus, „Arbeitsgesellschaft". Strukturprobleme und Zukunftsperspektiven (Frankfurt, New York 1984).

(13) Dierkes, Meinolf; Strümpel, Burkhard (Hrsg.), Wenig Arbeit, aber viel zu tun. Neue Wege der Arbeitsmarktpolitik (Opladen 1985); Natter, Ehrenfried; Riedelsperger Alois (Hrsg.), Zweidrittelgesellschaft. Spalten, splittern – oder solidarisieren? (Wien 1988).

(14) Rothschild, Kurt, Arbeitslose – gibt's die?, in: Kyklos 31 (1978).

(15) Prisching, Manfred, Arbeitslosenprotest und Resignation in der Wirtschaftskrise (Frankfurt, New York 1988).

(16) Freeman, Christopher (Hrsg.), Long Waves in the World Economy (London 1983).

(17) Der Gleichklang von Arbeitslosenphänomenen im internationalen Vergleich läßt ja erkennen, daß wir es nicht mit der mißglückten Ausgestaltung beschäftigungs- und sozialpolitischer Programme in einem bestimmten Land zu tun haben, sondern mit Prozessen, die international wirksam sind.

(18) Prisching, Manfred, Bilder der Arbeitslosigkeit. Strategien zum Umgang mit einem sozialen Problem, in: Buchegger, Rainer; Rothschild, Kurt W.; Tichy, Gunther (Hrsg.), Arbeitslosigkeit (Berlin, Heidelberg 1990) 49–70.

(19) Diese politische Sprache klingt aus den siebziger Jahren noch im Ohr. Im Vertrauen darauf, daß es sich bei der Wachstumsabschwächung nur um einen üblichen Konjunkturabschwung handeln werde, proklamierten die Politiker ihre Verantwortung, insbesondere im Hinblick auf jene Regionen, die man wenig später als „alte Industriegebiete" weit weniger hoffnungsvoll betrachtete.

(20) Privatisierung, öffentlich im liberal gewordenen Zeitgeist gerechtfertigt mit der höheren Effizienz „privater" unternehmerischer Aktivitäten, ist in Wahrheit ganz anderen politischen Zwecken dienlich gemacht worden, nämlich (erstens) der staat-

lichen Geldbeschaffung in Zeiten, in denen die Budgets zunehmend unter Druck gerieten, (zweitens) der Schaffung neuer Pfründen in Zeiten, in denen politische Privilegien zunehmend kritisiert wurden und die parteipolitische Durchdringung aller Lebensbereiche schwieriger wurde, (drittens) der Suggestion politischen Handelns in Zeiten, in denen die Politik in manchen Bereichen, wie eben in der Wirtschaftspolitik, beinahe manövrierunfähig wurde.

(21) Die Ölkrisen der siebziger Jahre konnten natürlich unschwer auf die Verschwörung der arabischen Ölscheichs zurückgeführt werden. Die Option, unfähige Manager auszuwechseln, besteht immer; vor allem erweisen sich Managementfehler im Rückblick als offenbare Fehlleistungen, und dies gilt auch für riskante Entscheidungen, die, wenn sie gut ausgegangen wären, als geniale Maßnahmen eines wahren Entrepreneurs hinterdrein gefeiert worden wären.

(22) Damit sollen keine revolutionären Assoziationen verbunden werden. Hier ist gemeint, daß Kontroversen darüber, wie die sozioökonomische Apparatur funktioniert, Implikationen für die relativen Machtverhältnisse sozialer Gruppen hat. Wenn es gelingt, das Gefühl zu erzeugen, daß der Großteil aller Arbeitslosengeldbezieher nichts mehr fürchtet als einen Arbeitsplatz, werden sich höhere Sozialtransfers schwer durchsetzen lassen, und das spart jenen, welche die Steuern dafür bezahlen müßten, einiges an Geld. Hinter einem Streit um „Wahrnehmungsbilder" stehen also handfeste Interessen.

(23) Long, J. B.; Plosser, Ch., Real business cycles, in: Journal of Political Economy 91 (1983) 39–69.

(24) Inglehart, Ronald, The Silent Revolution. Changing Values and Political Styles among Western Publics (Princeton 1977); ders., Kultureller Umbruch. Wertewandel in der westlichen Welt (Frankfurt, New York 1989).

(25) Prisching, Manfred, Grenzen des Wertwandels. Kontinuität und Diskontinuität in kulturellen Veränderungsprozessen, in: Schweizerische Zeitschrift für Soziologie (1986) 49–70.

(26) Lyotard, Jean-Francois, in: Das postmoderne Wissen. Ein Bericht (Graz, Wien 1986, franz. 1979).

(27) Welsch, Wolfgang, Unsere postmoderne Moderne (Weinheim 1987); ders. (Hrsg.), Wege aus der Moderne. Schlüsseltexte der Postmoderne-Diskussion (Weinheim 1988).

(28) Zitelmann, Rainer, Träume vom neuen Menschen, in: Saage (1992) 27–33.

(29) Vgl. etwa Lasch, Christopher, The Culture of Narcissism. American Life in an Age of Diminishing Expectations (New York 1978).

(30) Kraus, Wolfgang, Nihilismus heute oder Die Geduld der Weltgeschichte (Frankfurt a.M. 1985).

(31) Beck, Ulrich, Risikogesellschaft. Auf dem Weg in eine andere Moderne (Frankfurt a.M. 1985).

(32) Schüz, Mathias (Hrsg.), Risiko und Wagnis. Die Herausforderung der industriellen Welt, 2 Bde. (Neske 1990).

(33) Habermas, Jürgen, Die neue Unübersichtlichkeit (Frankfurt 1985); Illich, Ivan, Fortschrittsmythen (Reinbek b. H. 1983); Feyerabend, Paul K., Erkenntnis für freie Menschen (Frankfurt 1979).

(34) Brand, Karl-Werner, Neue soziale Bewegungen. Funktion und Perspektive neuer Protestpotentiale (Opladen 1982); Brand, Karl-Werner u. a., Aufbruch in eine andere Gesellschaft. Neue soziale Bewegungen in der Bundesrepublik (Frankfurt, New York 1983).

(35) Breuer, Stefan, Die Gesellschaft des Verschwindens. Von der Selbstzerstörung der technischen Zivilisation (Hamburg 1992), 55 f.

(36) Beck, Ulrich, Politik in der Risikogesellschaft. Essays und Analysen (Frankfurt a. M. 1991).

(37) Natürlich steckt keine Böswilligkeit oder Ignoranz hinter dem Verzug ökologischer Programmatik; vielmehr handelt es sich um die Beinahe-Unmöglichkeit, in dem System politisch souveräner, materiell zutiefst ungleicher und kulturell divergenter Akteure gemeinsame Politik zu machen. Um einer Welt-Ökologiepolitik schlechte

Chancen vorherzusagen, genügt es, sich die allgemeinen Prinzipien zu vergegenwärtigen, denen legitimerweise die Staatengemeinschaft folgen wird müssen. „These principles are:

1. *legitimacy* – intervention strategies must be viewed as legitimate by all actors;
2. *equity* – interventions must be fair, appropriate, and equitable;
3. *volition* – policy must be adopted through noncoercive procedures predicated on voluntary measures, not coercive ones;
4. *universality* – coverage must be global in scope, encompassing all sovereign states and
5. *efficacy* – implementation must be effective (bearing results) and not necessarily efficient (in economic terms)."

In jeder konkreten Situation, die man sich vorstellt, bedeutet die Wahrung dieser Prinzipien, daß mit hoher Wahrscheinlichkeit keine durchgreifende Maßnahme zustande kommt. Andererseits ist es auch nicht ganz falsch, wenn behauptet wird: „Significant violations of any one or more of these (principles) will undoubtly undermine the effectiveness of evolving global environmental management strategies." Chouchri, Nazli, „Environmentalism", in: Krieger, Joel (Hrsg.) The Oxford Companion to Politics of the World (New York, Oxford 1993) 267–271, hier 271.

(38) Perrow, Charles, Normale Katastrophen. Die unvermeidbaren Risiken der Großtechnik (Frankfurt, New York 1989).

(39) Schulze, Gerhard, Die Erlebnisgesellschaft. Kultursoziologie der Gegenwart (Frankfurt, New York 1992).

(40) Berger, Peter L.; Berger, Brigitte; Kellner, Hansfried, The Homeless Mind. Modernization and Consciousness (1973, dt. 1984).

(41) Bismarck, Klaus von, u. a., Industrialisierung des Bewußtseins. Eine kritische Auseinandersetzung mit den „neuen" Medien (München, Zürich 1985); McQuail, Denis, Mass Communication Theory (London et al. 1983).

(42) Man resigniere nicht mehr vor dem Leid, sondern nehme es einfach nicht mehr wahr. Der ernsthafte Diskurs werde nicht unterdrückt, sondern er löse sich im Gekichere auf. Es gebe keinen Unterschied mehr zwischen Schein und Wirklichkeit, zwischen den Nachrichten und dem Abendfilm. In der Fernsehgesellschaft wird die Welt jede Stunde ins Haus geholt, und paradoxerweise bedeutet dies: sie verschwindet. Wir amüsieren uns zu Tode.

(43) Sennett, Richard, Verfall und Ende des öffentlichen Lebens. Die Tyrannei der Intimität (Frankfurt a. M. 1983).

(44) Schwartzenberg, Roger-Gerhard, Politik als Showgeschäft. Moderne Strategien im Kampf um die Macht (Düsseldorf, Wien 1980); Plasser, Fritz; Ulram, Peter A.; Welan, Manfried (Hrsg.), Demokratierituale. Zur politischen Kultur der Informationsgesellschaft (Wien, Köln, Graz 1985).

(45) Dubiel, Helmut (Hrsg.), Populismus und Aufklärung (Frankfurt a. M. 1986).

(46) Wenn der Gebrauchswert als Resultat subjektiver Nutzenschätzung definiert wird, so deckt dieser Begriff natürlich beliebige Vorzüge des Produkts ab. Er verschleiert aber gerade jene Veränderung in der Bedeutung eines Gutes, um die es hier geht: Eine Armbanduhr ist (erstens) ein zweckmäßiger Zeitmesser; sie ist (zweitens), wenn es sich um eine Rolex handelt, ein Prestigeobjekt. Aber sie kann – und dies ist immer mehr der Fall – (drittens) zum Ausdruck eines Lebensstils, einer individuellen Persönlichkeit, werden. Swatch-Uhren werden nicht mehr wegen ihres hohen Preises – als Luxusgüter – getragen, sondern als Symbol der Zugehörigkeit zu einer bestimmten (jungen, dynamischen, ausgeflippten, modernen) Gruppe. Selbst temporäre Befindlichkeiten werden dadurch signalisiert, wenn aus der Kollektion der zur Verfügung stehenden Uhren jeweils die passende ausgewählt wird: „Heute abend bin ich übermütig."

(47) Vgl. dazu auch die Rezension von Robert Schediwy, in: Wirtschaft und Gesellschaft 19 (1993) 607–610.

(48) Elias, Norbert, Die höfische Gesellschaft. Untersuchungen zur Soziologie des Königstums und der höfischen Aristokratie (4. Aufl., Frankfurt 1989).

(49) Bourdieu, Pierre, Die feinen Unterschiede. Kritik der gesellschaftlichen Urteilskraft (3. Aufl., Frankfurt 1983).

(50) Siebert, Horst, Die Integration Osteuropas in die Weltwirtschaft, in: Kantzenbach, Erhard (Hrsg.), Die wirtschaftliche Neuordnung Europas. Erfahrungen und Perspektiven (Berlin 1992) 55–77.

(51) Gerade in Rezessionszeiten gewinnt der wirtschaftliche Protektionismus an Bedeutung: „Dabei werden besonders jene Produkte restringiert, bei welchen die Oststaaten konkurrenzfähig sind – Textil, Stahl und zum Teil Agrarprodukte." (Presse, 27. Dezember 1993) Die UN-Wirtschaftskommission für Europa weist zudem darauf hin, daß die westlichen Importbarrieren auch die Auslandsinvestitionen im Osten negativ beeinflussen, denn Ostinvestitionen werden oft genau zu dem Zweck getätigt, um die billig produzierten Waren wieder in den Westen zu exportieren.

(52) Es beginnt sich Einigkeit darüber abzuzeichnen, daß die Tschechen und Slowenen keine Schwierigkeiten haben werden, den Anschluß an Europa zu finden, und daß Ungarn, die Slowakei und Polen auch gute Chancen haben. Für den Rest des Ost- und Südostgürtels gilt die Entwicklungsländerperspektive; von den Nachfolgestaaten der Sowjetunion gar nicht zu reden.

(53) Garton Ash, Timothy, Ein Jahrhundert wird abgewählt. Aus den Zentren Mitteleuropas 1890–1990 (München, Wien 1990).

(54) Für Flüchtlinge hat man zwar ein weites Herz, aber nur, solange es wenige sind, und Fremde sind in Österreich überhaupt beliebt, solange es sich um zahlungskräftige Touristen handelt. Aber es wäre ungerecht, die eigenartige Mischung von Aversion und Gönnerhaftigkeit, von Ablehnung und Hilfsbereitschaft zu ignorieren, von der die Haltung gegenüber Ausländern geprägt ist. Trotz aller aufsehenerregenden Einzelaktionen scheinen empirische Untersuchungen in Deutschland zu belegen, daß die Ausländerfeindlichkeit im Sinken ist, und das müßte sich auf Österreich übertragen lassen. Allerdings muß man die weiteren Entwicklungen wohl noch durch gute empirische Daten belegen.

(55) Hobsbawm, Eric J., Nationen und Nationalismus. Mythos und Realität seit 1780 (Frankfurt, New York 1991); Anderson, Benedict, Die Erfindung der Nation. Zur Karriere eines folgenreichen Konzepts (Frankfurt, New York 1988); Giesen, Bernhard (Hrsg.), Nationale und kulturelle Identität. Studien zur Geschichte des kollektiven Bewußtseins in der Neuzeit (Frankfurt 1991).

(56) Ludwig, Klemens, Europa zerfällt. Völker ohne Staaten und der neue Nationalismus (Reinbek b. H. 1993); Guggenberger, Helmut; Holzinger, Wolfgang (Hrsg.), Neues Europa – alte Nationalismen. Kollektive Identitäten im Spannungsfeld von Integration und Ausschließung (Klagenfurt 1993).

(57) Heckmann, Friedrich, Ethnische Minderheiten, Volk und Nation. Soziologie interethnischer Bezeichnungen (Stuttgart 1992); Treibel, Annette, Migration in modernen Gesellschaften. Soziale Folgen von Einwanderung und Gastarbeit (Weinheim, München 1990).

(58) Platon kann uns im multikulturellen Europa behilflich sein, denn er hat vier mögliche Beziehungen zwischen dem Ganzen und dem Teil unterschieden. Da gibt es die penetrative Beziehung, in welcher Eines durch vieles Unterschiedliche hindurchgeht – das wäre jene Grundgemeinsamkeit, die sich in der multikulturellen Vielfalt verbirgt. Dann gibt es die globale Beziehung, in der das Viele durch das Eine umfaßt wird – alle leben in der gemeinsamen Verfassungsordnung. Weiters gibt es die konstellative Beziehung, in der durch die Verknüpfung des Vielen das Eine zustandekommt – das wäre die wahrhaft neue, aus den vielen Kulturen gewachsene Kultur. Schließlich gibt es die separative Beziehung, wo das Viele ohne irgendeine Einheit besteht – das wäre eine Art postmoderner Variante des Zusammenlebens heterogenster Gruppierungen. – Ich folge in der Darstellung von Platons Argument Karl Acham: Teil und Ganzes, Differenzierung und Homogenität. Überlegungen zu Gegenstand und Methode der Soziologie und der historischen Sozialwissenschaften, in: Acham, Karl; Schulze, Winfried (Hrsg.), Teil und Ganzes. Zum Verhältnis von Einzel- und Gesamtanalyse in Geschichts- und Sozialwissenschaften (München 1990) 72–107, hier 74.

(59) Verschiedene politische Maßnahmen haben diese Fragen noch sensibilisiert. Erstens, die „Unterschichtung" der Gesellschaft durch Immigranten bedeutet, daß inländische Arbeitskräfte an den unteren Rändern des Arbeitsmarktes besonders gefährdet sind; sie sind aber schon durch die schlechte Wirtschaftslage 1992–1994 bedroht, und nun kommt die „Schmutzkonkurrenz" aus dem Ausland noch hinzu. Zweitens, billige Wohnungen werden, gerade infolge der erfolgreichen Innenstadtsanierungen, knapp; für Individuen, die sich nichts als Substandard leisten können, trocknet der Wohnungsmarkt aus, und in die wenigen verbleibenden Quartiere sickern Ausländer ein, die noch dichter und schlechter zu leben bereit sind als Inländer. Drittens, gerade in den klassischen Arbeitervierteln und gerade in den Grundschulen drängen sich Ausländerkinder; just jene, welche die Bildungswerbung ernst genommen haben, derzufolge man den Kindern in einer dynamischen Gesellschaft nichts mitgeben könne als eine anständige Bildung, sehen den Unterrichtsfortschritt für ihre Nachkommen bedroht.

(60) Albert, Michel, Kapitalismus contra Kapitalismus (Frankfurt, New York 1992).

(61) Meyer, Thomas, Fundamentalismus. Aufstand gegen die Moderne (Reinbek b. H. 1989); ders. (Hrsg.), Fundamentalismus in der modernen Welt. Die Internationale der Unvernunft (Frankfurt a. M. 1989).

(62) Islamisten geben zu bedenken, daß der Islam nicht von Natur aus eine aggressiv-totalitäre Lehre, sondern vielmehr tolerant sei. So richtig dies auch ist: seine gegenwärtige Ausprägung ist totalitärer Natur, er will „Gottesstaaten". In dieser Form wird er massenwirksam.

(63) Senghaas, Dieter (Hrsg.), Weltwirtschaftsordnung und Entwicklungspolitik. Plädoyer für Dissoziation (Frankfurt 1977).

(64) Vgl. Global 2000, Der Bericht an den Präsidenten (Frankfurt a. M. 1980); OECD (Hrsg.), Interfutures. Facing the Future. Mastering the Probable and Managing the Unpredictable (Paris 1979); Leontief, W., u. a., The Future of the World Economy (New York 1977); Herrera, A., u. a., Grenzen des Elends. Das Bariloche-Modell (Frankfurt 1977); u. a.

(65) Vgl. die Economist-Publikation: The World in 1994 (December 1993).

(66) Die Staatengemeinschaft wird entweder die Augen vor dem Morden und Foltern in den Entwicklungsländern verschließen müssen, oder sie muß, wenn nicht ein größerer Teil der Welt ins Chaos versinken soll, intervenieren. Erste Versuche zu solchen Interventionen waren nicht immer erfolgreich.

(67) Schumpeter (1993) 498. Die Pumpen-Metapher ist bei Schumpeter natürlich aufgesetzt, denn in Wahrheit geht es ihm darum, die unausweichlichen Trends in eine bürokratisch-autoritär-sozialistische Gesellschaft aufzuzeigen. Sie ist auch am Ende meines Essays aufgesetzt; denn es wurden kaum Andeutungen darüber gemacht, wie diese Pumpen beschaffen sein könnten. Drei kurze Hinweise nur:

1. Diese Gesellschaftsordnung hat sich bislang als außerordentlich stabiles System erwiesen, und wir können hoffen, daß sich einige Probleme durch Zufall oder Anpassung lösen.
2. Die Zukunftssicht der meisten Menschen ist pessimistisch; aber innovative Kräfte werden eher frei, wenn das Gefühl besteht, man könne es schaffen; wie dieses Gefühl zu erzeugen ist, steht allerdings wiederum zur Debatte.
3. Und das ist wohl das Wichtigste, mag es so etwas wie Reformpolitik geben: ohne allzu weitschweifige Visionen, eher als trial-and-error-Prozeß, als Bastelei an der social fabric, als muddling-through, als piecemeal-engineering. Wie weit sie trägt, bleibt abzuwarten. Ohne Zweifel könnte sie in manchen der angesprochenen Probleme wirken; bei anderen – wie bei der Illusion eines ökologisch besonnenen Aufstiegs Chinas – bin ich pessimistisch.